

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 18

Artikel: Das Schicksals-Quartett

Autor: Georgi, Stephan

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640171>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Faustschlägen und mächtig ausholenden Tritten. Doch was hätte er gegen so viele vermocht? — Schließlich lag er, und man misshandelte ihn. Ich war empört. Ich lehnte mich weit hinaus und rief: „Schämt ihr euch nicht, ihr gemeinen, ihr feigen Buben?“ — Erstaunt ließ einer nach dem anderen vom armen Opfer ab. Sie sahen zu mir herauf, unschlüssig, ob ich zu fürchten oder zu verachten sei. —

Der Geprügelte aber benützte die Pause, erhob sich rasch und lief davon, so schnell seine Füße ihn trugen.

„Hurtig, hurtig!“ schrie ihm ein großer starker Knabe nach und klatschte in die Hände: „guft, wie er läuft, der Hurensohn!“

„Ich war's, ich habe den Ball ins Wasser geworfen“, rief ein anderer, „aber der traut sich das Maul nicht aufzutun, steckt alle Prügel ein! Nur nichts gesagt, er wird auch noch zahlen!“ Ein rohes Gelächter schallte dem Davon-eilenden nach, und ein frecher Bube grinste höhnisch und rief laut, damit ich es hören müßte: „Vor dem seinen Vater haben wir keine Angst, er weiß ja nicht mal wie er heißt!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksals-Quartett.

Eine Brahms-Novelle von Stephan Georgi.

An grünen Rebenhängen des Rheins reisten die Trauben der 1853er Lese entgegen.

Spätszeptembersonne rang mit den Macht gewinnenden Herbstwinden, die mit toskettem Ungezüm immer wieder zerzausend in den wallenden blonden Haarschopf des jugendlichen Wanderers fielen, der dort oben, wo weitfassender Blick ins sagen- und fruchtreiche deutsche Stromwunder fällt, des Weges zog. Einen Ranzen trug er auf dem Rücken, einen derben Stock in der Hand; an Schuhen und Anzug hing der Staub eines langen Weges. Aber das Gesicht, dieses jugendblühende Weltstürmegericht, war übersonne von einem Licht, das überquellend aus dem Innern kam, und die graublauen, tausend Wünsche und Hoffnungen sprühenden Augen waren so landschaftstrunken ins Weite gerichtet, daß die stolpernden Füße oft genug zur Vorsicht mahnen mußten.

Der Rhein! Welch ein Ueberströmen Erfüllung gewordener Sehnsucht! Reichtum Rhein! Hier mußten sich Schwingen entfalten, die weit emportrugten! Hier, inmitten dieses großmächtigen Naturakkordes, mußten die Flügel wachsen, die eine drängende Seele himmelnah brachten!

Der schlanke, blonde Wanderer mußte dem Singen und Klingen, das in ihm hochstürmte, nachgeben. Mit heller Stimme sang er die Lust seiner zwanzig Jahre laut in den verheizenden Tag hinaus. Sang ein Eichendorff-Lied von Quellen und Wältern, von Verchen und Himmelsblau; sang es nach einer Melodie, die er eine Wegkreuzung zuvor selbst noch nicht gekannt hatte, übersezte es in spielerischer Frohlaune aus einer Tonart in die andere, variierte es und schlang kunstreiche Tonarabesken darum. Und in diesem Liede einer ungebändigten Jugendfreiheit lag so viel feingefühlte, erfindungsgreiche Musikalität, daß der rotbrüstige Tink dort oben, im Birkengeäß, nahe daran war, mit einem verärgerten „Der kann's besser!“ sein Lied abzubrechen.

Da blieb der jubilierende Blonde stehen und sah zu dem gefiederten Kollegen hinauf; den Kopf legte er ein wenig auf die Seite und schob die Stirn in Bedenflächefalten. „Heda, Freund Buntrock! Das ist noch nichts, was wir beide da zu können glauben. Da heißt's noch viel

hinzulernen, ehe wir uns recht und gut hören lassen können. Kennst du Josef Joachim, den Geiger? Den Großen, Einmaligen? Flieg hin und hör dir nur einen einzigen seiner Bogenstriche an — und dann verstumme. Kennst du den großen, himmelhoch über uns stehenden Tonzauberer, zu dem ich auf dem Wege bin? Geh du, wir beide sind doch gar zu kümmerliche Gesellen; wir müssen noch viel, viel lernen.“

Drei nachdenklich Wegstunden noch, dann hielten die Schritte des Wanderers durch die Straßen Düsseldorfs. Hier, Augen und Ohren um sich, verbarg der Jüngling sein bewegtes Herz hinter dem verschloßnen Gesicht des Norddeutschen. Nur die klaren, durchdringenden Augen waren, in Blick zu Hoffnung und Bangen vereint, in großer, brennender Frage vorwärts gerichtet.

In einem biedermeierlich bescheidenen Gasthause, das ein dicker, rotnasiger Wirt verwaltete, belegte er ein billiges Quartier für sich. Sorgfältig bürstete er den schon etwas fadenscheinig gewordenen dünnen Anzug und die drangsalierten Schuhe, als ein wenig, und ließ sich vom Wirt die Lage der Bilkerstraße erklären. Mit einem Bündel akkurat geordneter Notenblätter — der Schatz seines Ranzen — unter dem Arm, machte er sich dorthin auf den Weg.

Vor dem gesuchten Hause blieb er eine Weile stehen, fuhr unruhig mit den Fingern durch das unter dem Hut hervorquellende Haargesträhn, dann atmete er dreimal langsam ein und aus und trat ein. Ein Schild neben der Glöde verkündete, daß hier der Konzertdirektor Robert Schumann wohnte.

Die Glöde schrillte. Ein etwa zwöljfähriges Mädchen öffnete und zeigte dem Besucher ein fluges, fragendes Antlitz.

„Ah bitte — ist vielleicht — Brahms ist mein Name, Johannes Brahms aus Hamburg — ist vielleicht der Herr Konzertdirektor anwesend? Ja — vielleicht für mich anwesend? Ich habe Grüße und Empfehlungen auszurichten vom Josef Joachim.“

Mit jagendem Herzschlag saß der Besucher wartend im Sessel und sah fast anbetend auf den massigen Flügel, der mitten im Zimmer stand, auf Beethovens Totenmaske dort an der Wand, auf die Bilder Bachs, Mozarts, Schuberts, Mendelssohns ...

Und dann stand er ihm gegenüber: Robert Schumann. Bellemmender Chrfuhr, geheimer Bergötterung dieser Größe voll, stand er vor dem Schöpfer der „Davidsbündlertänze“, der „Kreisleriana“, des „Karneval“, des „Paradies und Pari“, des „Manfred“, der unvergleichlichen Lieder aus dem Born der Romantik.

„Ah, Johannes Brahms!“ tönte die warmklingende, vokalbetonte Stimme. Eine weiße Hand ergriff herzlich die des Besuchers und zwang ihn zum Sitzen nieder. „Freund Joachim schrieb mir in so begeisterten Worten von Ihnen, daß ich mich aufrichtig freue, Sie bei mir zu sehen.“

Johannes Brahms versuchte vergeblich, aus Worten zusammenhängende Sätze zu formen. Er sah nur den Meister, das vollweiche, rotlose Gesicht, den sinnenden Mund mit den gern vorgeschnobenen Lippen, das dunkle, leicht in die Stirn fallende Haar und das suchende, flackernde Augenpaar, das den Anschein erwiederte, als sähe es stets parallel gerichtet über das Ziel hinaus.

„Sie haben in Hamburg studiert?“ rief er ihn zurück. „Ja, zuerst bei Cossel, später und vervollständigender bei Marxens.“

„Marxens.“ Schumann nickte zufrieden, billigend.

„Und dann?“ Doch da fiel Schumanns Blick auf die Notenmappe, die der Besucher noch immer unterm Arm hielt. „Sie haben mir Selbstgeschriebenes mitgebracht?“

Brahms stand auf. „Wenn der Herr Konzertdirektor so gütig sein wollen, diese bescheidenen Arbeiten einer Prüfung zu würdigen. Ich habe einige Klavierstücke und Lieder, ein Trio, ein Streichquartett und eine Violinsonate bei mir.“

Schumann nickte nur. Er kniff die Augen zusammen und wandte sich den überreichten Notenblättern zu. Dies und jenes Blatt überflog er erst, pfiff halblaut ein paar Takte mit, nickte vor sich hin und begann eindringlicher zu lesen. Ein paarmal versuchte er den Kopf zu heben, aber immer hielt das Blatt seine Augen wieder fest. Endlich, nach geraumer Weile, wandte er dem Besucher voll das Gesicht zu und fragte: „Wie alt sind Sie?“

„Zwanzig war ich im Mai.“

„Zwanzig“, wiederholte Schumann. „Zwanzig Jahre.“ Beinahe hastig kam es heraus: „Wollen Sie mir etwas vorspielen?“

Johannes Brahms atmete, am Flügel sitzend, abermals langsam ein und aus und begann zu spielen. Seine Klaviersonate in C-dur.

Schumann hörte erwartungsvoll dem einsetzenden Allegro zu. Allmählich neigte er sich näher und näher zu dem Spielenden hinüber, seine Brauen schoben sich in die Höhe. „Ja ... das ist ja ...“ murmelte er vor sich hin. Und plötzlich sprang er auf. „Einen Augenblick; das muß Klara auch hören!“

Brahms brach ab. Er rührte sich nicht; seine Finger ruhten auf den Tasten. Wie hatte der Meister das gemeint? War das, was er mitgebracht, wirklich wert genug?

Da stand Klara im Zimmer: Klara Schumann, die Weltberühmte, deren hinreizendes Klavierspiel er schon vor drei Jahren allbewundernd in Hamburg gehört hatte. Wie eine Erscheinung aus fernen, höheren Reichen kam dem Jüngling diese Frau vor, die ihm mit freundlich ermunternden Lächeln die Hand reichte. Ein blasses, ovales Gesicht mit feiner, edel gezeichneter Nase, große dunkle Augen, menschentumsvoll, in gütiger Ruhe blickend, ein schmales Stirnband um das schwarze, korrekt gescheitelte Haar. — Verwirrt und ungeliefert küßte ihr der junge Hamburger die Fingerspitzen.

„Johannes Brahms, ein Genie“, sagte Schumann in seiner latonischen Rüze.

Der Blonde schloß für einen Moment die Augen, als wollte er sich dadurch vergewissern, ob er soeben recht gehört habe. Die Schwingen! Die Flügel! jubelte es in ihm empor. War es nicht die Himmelsleiter, die sich vor ihm auftat? Türen! Fern, hoch droben öffneten sich goldene Türen ...

Dann mußte er sein Spiel von vorn beginnen. Das jugendstürmende, leidenschaftlich begeisterte Allegro; das schwärmerisch-sehnsüchtige, herbstliche Andante; das klare, naturinnige Scherzo; das ungestüm trohige Finale. Eine neue Musik von urstarker Originalität; freilich, vom Chaos des Sturmes und Dranges noch erfüllt, aber von unerschütterlicher, hochstrebender Kunsttreue, abhold allen lockten Gefallsüchtelein. Eine neue, hohe Musik der Wahrhaftigkeit, die nicht zum Hörer kam, sondern zu der der Hörer kommen mußte.

Schumann saß reglos in der dunkelsten Zimmerrede. „Mehr! Mehr!“ verlangte er. Sein farblos weiches Gesicht, auf dem schon die Schatten drohender Krankheit irrlichterten, war unverwandt auf den Spielenden gerichtet. Ein Erleben flutete auf ihn ein, abschließend und erfüllend wie eine Erlösung. „Er ist da, der kommen mußte! Dort sitzt er, auf den ich wartete!“ Ein Lächeln zuversichtlicher Gewißheit umwob seine Lippen. Brahms spielte, der Komende! Und dunkel wuchs vor Schumann noch einmal kaleidoskopartig sein Leben und Werk auf, sein Ringen und

Schaffen; seine beiden Seelen, Florestan und Eusebius, standen vor ihm, Florestan, der Wilde, Aufbegehrnde, kämpfende; Eusebius, der schwärzende, träumende Romantiker. Sein Kampf für das Werk, mit dem Leben, den Menschen, mit sich selbst. Das Glück seines Schaffens: Altorde, Harmonien, schwingende Töne! Das Glück seines Lebens: Klara! Chiara! Und dann die düstere Klarheit darüber, im Finale, im Ausklang zu stehen, nicht weiter zu können, nicht vollenden dürfen, dem sich heranwälzenden Dämon Krankheit nicht ausweichen zu können ... Er klampfte die Hände zusammen; sein fest, willensfest gewordener Blick war starr auf den jungen Brahms gerichtet. Florestan sprach aus ihm, Florestan, der Starke, Wollende. Hier ist er, der vollenden wird, was ich nicht zu Ende führen konnte!

Brahms hatte aufgehört. In bescheidener Erwartung drehte er sich den beiden Hörern zu. Aber Schumann sagte nichts. Stumm ergriff er des jungen Brahms Hand und hielt sie feierlich fest.

Auch Klara trat hinzu. Höchstes Erstaunen in den Augen, sagte sie: „Ich glaube, der liebe Gott hat Sie gleich fertig in die Welt gesetzt.“

„Kommen Sie morgen wieder und übermorgen und wann immer Sie wollen“, verabschiedete Schumann ergriffen seinen Gast. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und rief seine in Düsseldorf weilenden Freunde zusammen: Es ist einer gekommen, von dem werden wir alle Wunderdinge erleben!

*

O diese Wochen! Diese Wochen bei Robert und Klara Schumann! Bei Robert, dem Freund und Helfer! Bei Klara, der Gütigen, Verstehenden, sanft Leitenden! Diese tausendfältige Sprache verwandter Herzen! Dieses große, erschlossene Ja einer jungen, brennenden Künstlerseele!

Da brach Sonnengold aus Wolken, als Johannes zum ersten Male im Schumannschen Hause vor einer erlebten Gesellschaft spielte, bewundernde Anerkennung fand — ach, diese spornende, beflügelnde Anerkennung! — und in hundert fernen, heißen, herbeizuzwingenden Wünschen und Hoffnungen schwelgte. Gold jede Stunde in dem tonreichen Hause der Billerstraße. Und als Joachim kam! Der Sprühende, Lebensvolle! Die großen Offenbarungen des Schumann-Joachim-Konzertes! Dietrich, der feinsinnige Kunstmäzen. Und alles heiße, schwingende Herzen ringsum, Herzen im gleichen Rhythmus, gleiche Gedanken in volltönenden Akkorden, gleiche Ziele im schwelenden Crescendo. Ihr Feierstunden! Ihr Festtage ohnegleichen!

Und er, der junge Hamburger, mitten in dieser fruchtreifenden Sonnenwärme, Mittelpunkt sogar oft, er, der „blonde Nar“, wie ihn Schumann einmal genannt hatte. Der sonst so scheue, schweigend verschlossene Jüngling erwachte zum kämpfenden Leben, zur Tat.

Robert Schumann, der Hingehende, wachte über ihn. „Er soll mir werden. Denn er ist berufen, die Erbschaft der Großen anzutreten.“

Und nun sollten gar die ersten Brahmschen Werke im Druck erscheinen.

Täglich wanderte Johannes von seinem Quartier aus nach der Billerstraße und wurde immer so herzlich empfangen, wie einer, auf den man schon wartet. Das war ein glühendes Einfühlen in die Werke Bergangener, ein immer neuer Ansturm zum Werk des Werdenden. „Mendelssohn! Mein Mendelssohn!“ klagte Schumann. „Was ist das für ein Gott, der diesen Mann sterben lassen konnte?“ Da galt es, mit Frau Klara am Flügel zu sitzen, sich mitreissen zu lassen von hoher Führung. Galt es Kind zu werden mit den Schumannschen Kindern.

(Fortsetzung folgt.)